

Wolfram Pyta | Rüdiger Voigt [Hrsg.]

Zugang zum Machthaber

STAATSVERSTÄNDNISSE



Nomos

Wissenschaftlicher Beirat:

Andreas Anter, Erfurt

Horst Bredekamp, Berlin

Norbert Campagna, Luxemburg

Sebastian Huhnholz, Hannover

Florian Meinel, Göttingen

Herfried Münkler, Berlin

Henning Ottmann, München

Walter Pauly, Jena

Wolfram Pyta, Stuttgart

Volker Reinhardt, Fribourg

Peter Schröder, London

Kazuhiro Takii, Kyoto

Pedro Hermilio Villas Bôas Castelo Branco, Rio de Janeiro

Loïc Wacquant, Berkeley

Barbara Zehnpfennig, Passau

Moshe Zimmermann, Jerusalem

Staatsverständnisse | Understanding the State

herausgegeben von

Rüdiger Voigt

Band 167

Wolfram Pyta | Rüdiger Voigt [Hrsg.]

Zugang zum Machthaber



© Titelbild: Zwei Hofnarren (Lucas Valckenborch, um 1593)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-8577-3 (Print)

ISBN 978-3-7489-2994-9 (ePDF)



Onlineversion
Nomos eLibrary

1. Auflage 2022

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2022. Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Editorial

Das Staatsverständnis hat sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder grundlegend gewandelt. Wir sind Zeugen einer Entwicklung, an deren Ende die Auflösung der uns bekannten Form des territorial definierten Nationalstaates zu stehen scheint. Denn die Globalisierung führt nicht nur zu ökonomischen und technischen Veränderungen, sondern sie hat vor allem auch Auswirkungen auf die Staatlichkeit. Ob die „Entgrenzung der Staatenwelt“ jemals zu einem Weltstaat führen wird, ist allerdings zweifelhaft. Umso interessanter sind die Theorien früherer und heutiger Staatsdenker, deren Modelle und Theorien, aber auch Utopien, uns Einblick in den Prozess der Entstehung und des Wandels von Staatsverständnissen geben.

Auf die Staatsideen von Platon und Aristoteles, auf denen alle Überlegungen über den Staat basieren, wird unter dem Leitthema „Wiederaneignung der Klassiker“ immer wieder zurückzukommen sein. Der Schwerpunkt der in der Reihe *Staatsverständnisse* veröffentlichten Arbeiten liegt allerdings auf den neuzeitlichen Ideen vom Staat. Dieses Spektrum reicht von dem Altmeister *Niccolò Machiavelli*, der wie kein Anderer den engen Zusammenhang zwischen Staatstheorie und Staatspraxis verkörpert, über *Thomas Hobbes*, den Vater des Leviathan, bis hin zu *Karl Marx*, den sicher einflussreichsten Staatsdenker der Neuzeit, und schließlich zu den zeitgenössischen Staatstheoretikern.

Nicht nur die Verfälschung der Marxschen Ideen zu einer marxistischen Ideologie, die einen repressiven Staatsapparat rechtfertigen sollte, macht deutlich, dass Theorie und Praxis des Staates nicht auf Dauer voneinander zu trennen sind. Auch die Verstrickung Carl Schmitts in die nationalsozialistischen Machenschaften, die heute sein Bild als führender Staatsdenker seiner Epoche trüben, weisen in diese Richtung. Auf eine Analyse moderner Staatspraxis kann daher in diesem Zusammenhang nicht verzichtet werden.

Was ergibt sich daraus für ein zeitgemäßes Verständnis des Staates im Sinne einer modernen Staatswissenschaft? Die Reihe *Staatsverständnisse* richtet sich mit dieser Fragestellung nicht nur an (politische) Philosophen und Philosophinnen, sondern auch an Geistes- und Sozialwissenschaftler bzw. -wissenschaftlerinnen. In den Beiträgen wird daher zum einen der Anschluss an den allgemeinen Diskurs hergestellt, zum anderen werden die wissenschaftlichen Erkenntnisse in klarer und aussagekräftiger Sprache – mit dem Mut zur Pointierung – vorgetragen. Auf diese Weise wird der Leser/die Leserin direkt mit dem Problem konfrontiert, den Staat zu verstehen.

Prof. Dr. Rüdiger Voigt

Editorial – Understanding the State

Throughout the course of history, our understanding of the state has fundamentally changed time and again. It appears as though we are witnessing a development which will culminate in the dissolution of the territorially defined nation state as we know it, for globalisation is not only leading to changes in the economy and technology, but also, and above all, affects statehood. It is doubtful, however, whether the erosion of borders worldwide will lead to a global state, but what is perhaps of greater interest are the ideas of state theorists, whose models, theories and utopias offer us an insight into how different understandings of the state have emerged and changed, processes which neither began with globalisation, nor will end with it.

When researchers concentrate on reappropriating traditional ideas about the state, it is inevitable that they will continuously return to those of Plato and Aristotle, upon which all reflections on the state are based. However, the works published in this series focus on more contemporary ideas about the state, whose spectrum ranges from those of the doyen *Niccolò Machiavelli*, who embodies the close connection between the theory and practice of the state more than any other thinker, to those of *Thomas Hobbes*, the creator of *Leviathan*, those of *Karl Marx*, who is without doubt the most influential modern state theorist, those of the Weimar state theorists *Carl Schmitt*, *Hans Kelsen* and *Hermann Heller*, and finally to those of contemporary theorists.

Not only does the corruption of Marx's ideas into a Marxist ideology intended to justify a repressive state underline the fact that state theory and practice cannot be permanently regarded as two separate entities, but so does Carl Schmitt's involvement in the manipulation conducted by the National Socialists, which today tarnishes his image as the leading state theorist of his era. Therefore, we cannot forego analysing modern state practice.

How does all this enable modern political science to develop a contemporary understanding of the state? This series of publications does not only address this question to (political) philosophers, but also, and above all, students of humanities and social sciences. The works it contains therefore acquaint the reader with the general debate, on the one hand, and present their research findings clearly and informatively, not to mention incisively and bluntly, on the other. In this way, the reader is ushered directly into the problem of understanding the state.

Prof. Dr. Rüdiger Voigt

Inhaltsverzeichnis

Wolfram Pyta

Zugang zum Machthaber.

Historisch – systematische Vertiefungen

9

1. Teil: Renaissance

Herfried Münkler

Machiavelli und die Machthaber.

Ein Beobachter, Berater und Analytiker der Politik

31

2. Teil: Frühe Neuzeit

Norbert Campagna

Der delegierte Machthaber und die Frage des Zugangs zum delegierenden
Souverän

53

Peter Schröder

Widmung und Vorwort in der Geschichte des frühneuzeitlichen
politischen Denkens

– Devotion und Polemik über den Zugang zum Machthaber

75

Filip Malešević

Herrschaftspraxis des Kirchenregiments.

Zugänge zum Papsttum in der Frühen Neuzeit

97

3. Teil: 19. Jahrhundert

Jan Markert

Ein System von Bismarcks Gnaden?

Kaiser Wilhelm I. und seine Umgebung

– Plädoyer für eine Neubewertung monarchischer Herrschaft in Preußen
und Deutschland vor 1888

127

<i>Carsten Kretschmann</i>	
Raum als Herrschaftselement. Strategien der Zugangslenkung bei Otto von Bismarck	157
<i>Volker Stalman</i>	
Die kommunikativen Kanäle zur Macht – Kaiser Wilhelm II. und seine Umgebung	185
<i>Theo Jung</i>	
Die Öffentlichkeit weiblicher Arkanpolitik. Kaiserin Eugénie im Zweiten Kaiserreich	213
4. Teil: Zeitgeschichte	
<i>Rüdiger Voigt</i>	
Zugang zur Macht durch das Wort? Carl Schmitt vor und im Nationalsozialismus	231
<i>Martin Otto</i>	
„Es wird immer einsamer in Berlin.“ Der deutsche Zugang zum alliierten Machthaber am Beispiel des Briefwechsels von Heinrich Brüning und Ulrich Biel 1945-1948	255
<i>Hans-Christian Maner</i>	
Der Zugang zum König. Carol II. von Rumänien und seine Umgebung	281
Autoren	307

Zugang zum Machthaber.
Historisch – systematische Vertiefungen

Carl Schmitts Diktum vom Zugang zum Machthaber berührt ein Thema, das epochenübergreifend von erheblichem interdisziplinären Interesse ist. Denn er schneidet in seinem in Gesprächsform gehaltenen Essay¹ ein fundamentales Problem an, das sich wie ein roter Faden durch die Politikgeschichte zieht und sich in zwei Kardinalfragen niederschlägt.

Erstens: Inwieweit beruhen Entscheidungen, die einem personalen Zentrum zuzuordnen sind, auf Einwirkungen, die außerhalb bürokratisch - rationaler Entscheidungsstrukturen ihren Weg zum Machthaber gefunden haben? Gesucht werden also Nebenwege und Seitenpfade, auf denen abseits genormter Prozesse zu Zentralentscheidungen befugte Personen in einem entscheidungsrelevanten Sinne beeinflusst werden. Gesucht wird dabei auch nach Akteuren, die ohne amtsmäßige Befugnis deswegen an Entscheidungsprozessen beteiligt werden, weil der „Machthaber“ ihnen diese Möglichkeit bietet. Zugleich wird nach denjenigen Orten gefahndet, die den Zuträgern privilegierte Zugänge zum Machthaber ermöglichen. Insofern ist der hier präsentierte Band auch als Appell zu verstehen, Macht als eine topographisch zu verortende Kategorie zu betrachten.

Zweitens: Welche Kommunikationsformen bilden sich heraus, wenn der Zutritt zum Machthaber auf informelle Weise erfolgt? Eine solche Entformalisierung von Entscheidungsprozessen impliziert, dass kommunikative Praxen favorisiert werden, die das Gegenteil administrativ geregelter Verfahren bedeuten. An die Stelle der Gremiensitzung, die festen Zeitplänen und protokollarisch festgehaltener Ergebniskontrolle unterliegt, tritt ein kommunikativer Austausch, bei dem die Beteiligten ihre persuasiven Absichten tarnen müssen, wenn sie ihr Ziel erreichen wollen. Dies setzt eine hohe Flexibilität im Einsatz kommunikativer Praxen voraus und damit eine hohe Variabilität bei den dazu geeigneten Formen des persönlichen Kontakts mit dem Machthaber. Der bevorzugte Modus dieser Kommunikation ist mithin ein oraler; schriftliche Äußerungen – im Regelfall durch Briefe – sind als Anschlusskommunikation an mündliche Interventionen anzusehen. Damit steht im Zentrum die Frage nach für den jeweiligen Machthaber maßgeschneiderten kommunikativen

1 Schmitt 2008 [1954].

Praxen, welche dessen Entourage überhaupt erst befähigt, sich in einem vorgelagerten Stadium entscheidungssteuernd einzubringen.²

Aus dem hier Dargelegten ergibt sich, wie stark die Frage nach dem „Zugang zum Machthaber“ Politikwissenschaft wie Geschichtswissenschaft gleichermaßen berührt. Es gehört zu den Kernaufgaben der Politikwissenschaft, die Strukturen politischen Entscheidens kontextsensibel heraus zu präparieren. Dazu zählt auch, bei dezisionistischen Entscheidungsstrukturen diejenigen entscheidungsrelevanten Faktoren systematisch zu beleuchten, die in der Verfassung nicht vorgesehen sind und keinen institutionellen Niederschlag gefunden haben. Die Politikwissenschaft öffnet sich damit zugleich verstärkt kulturwissenschaftlichen Offerten.

Die in der Geschichtswissenschaft angesiedelte deutschsprachige Politikgeschichte hat sich bislang nicht systematisch mit dem „Zugang zum Machthaber“ beschäftigt, obwohl der Sache nach inoffizielle Akteure und Kommunikationskanäle gelegentlich erwähnt werden. Studien, die sich explizit unverantwortlichen Einflüssen widmen, sind rar gesät. Allein der Verfassungshistoriker Fritz Hartung hat sich vor nunmehr neunzig Jahren in einer immer noch lesenswerten Studie der Frage gewidmet, inwiefern sich das „Ringens der verschiedenen Einflüsse um die Beherrschung der Regierung“ außerhalb institutioneller Räume abspielte, und dabei mit Blick auf die preußische Geschichte auf das Geschehen „in den intimen Räumen des Fürsten, die für diese geheimen Einflüsse geradezu namengebend geworden sind, im Kabinett und im ‚Kämmerchen‘, der Kamarilla“ hingewiesen.³ Ansonsten hat die Geschichtswissenschaft die Schmittsche Anregung nicht systematisch aufgegriffen und es selbst bei überaus passenden Entscheidungsträgern wie dem deutschen Kaiser Wilhelm II. versäumt, das Erkenntnispotential dieses Zugriffs systematisch auszuschöpfen.⁴ Dies liegt auch daran, dass dies erfordert hätte, sich konsequent auf die Impulse einer Kulturgeschichte des Entscheidens⁵ einzulassen und diesen Ansatz kreativ mit kommunikations- und sprachgeschichtlichen Zugriffen zu verbinden. Denn die Politikmächtigkeit außerinstitutioneller Zugänge zum Machthaber ist aufs engste damit verknüpft, die korrespondierenden kommunikativen Praxen herauszu-

2 Das Problem, Institution und Person kommunikativ aufeinander abzustimmen erweist sich dabei schon in formalisierten Entscheidungsprozessen als kein geringes. So gelang es etwa dem Kanzleramtsminister Waldemar Schreckenberger zu Beginn der Regierung Helmut Kohls nicht, den bürokratischen Apparat und den eher auf persönliche Gespräche setzenden Kanzler miteinander zu synchronisieren. Schon bald spiegelten die Akten nicht mehr den Stand bestimmter Entwicklungen wider; erst Schreckenbergers Nachfolgern gelang es das Kohlsche Kommunikationsverhalten mit dem Apparat effektiver zu verbinden. Vgl. hierzu *Walter* 2009, S. 171–175, S. 178. Ähnliche Probleme hatte Bundeskanzler Ludwig Erhard mit seinem Kanzleramtsminister Ludger Westrick, der bald eher den Kanzler steuern konnte als umgekehrt. Vgl. ebd., S. 83–97; sowie allg. auch Müller/Walter 2002.

3 *Hartung* 1940, S. 230.

4 Vgl. aber die knappen, auf Schmitt verweisenden Überlegungen bei *Clark* 2009, S. 111f.

5 Vgl. hierzu *Hoffmann-Rehnitz/Krischer/Pohlig* 2018; *Pfister* 2019; *Hoffmann-Rehnitz/Pohlig/Rojek/Spreckelmeier* 2021.

schälen und sie unter Rekurs auf literatur- und sprachwissenschaftliche Ansätze zu strukturieren.

Insofern ist der hier vorgelegte Band – ein Gemeinschaftswerk von Politikwissenschaftlern und Historikern – der Versuch, ein in beiden Disziplinen vorhandenes Forschungsdesiderat zu benennen und erste Vorschläge zu dessen Behebung zu unterbreiten.

Die nachstehenden Ausführungen greifen Ergebnisse der hier abgedruckten Beiträge auf und nehmen sie zum Anlaß für weitergehende systematische Überlegungen, die auf künftige Vertiefungen eines in statu nascendi befindlichen Forschungsgegenstandes ausgerichtet sind.

Topographie: An welchen Orten trifft man den Machthaber?

Carl Schmitt hat nicht zufällig das Antichambre gewählt⁶, um den Zugang zum Machthaber zu lokalisieren. Denn der Zugang zum Machthaber ist in Zeiten, wo Kommunikation mit dem Machthaber stets Kommunikation unter Anwesenden war, an einen konkreten Ort gebunden, an dem dieser Austausch stattfindet. Solche Orte sind nicht Dienstzimmer und Amtsstuben, auch nicht die für Staatsaufgaben vorgesehenen Räumlichkeiten in königlichen Residenzen. Es sind vielmehr – und darauf hat der Literaturwissenschaftler Niels Werber⁷ verwiesen – für diesen Zweck geschaffene Örtlichkeiten; und dazu gehören private Refugien von Machthabern ebenso wie Räume der Soziabilität, die das Gefolge des Machthabers zu solchen Zwecken unterhält.

Versucht man sich an einer topographischen Typologie, dann ist das Bewegungsprofil des Machthabers eine ausschlaggebende Größe: Je mobiler und reiselustiger der Machthaber ist, desto zahlreicher sind die dafür geeigneten Räume, wobei zwei Kategorien zu unterscheiden sind: Räume, die vom Machthaber selbst als Aufenthaltsorte bestimmt wurden; Räume, in denen er als Gast auf Einladung derer weilte, denen er nahe sein wollte.

Der deutsche Kaiser Wilhelm II. ist ein besonders dankbares Objekt, weil er als Reisekaiser ständig unterwegs war.⁸ Dabei war er in dem Sinne innovativ, als er einen schwimmenden Raum kreierte, der über viele Wochen im Jahr einen exklusiven Zugang zum Machthaber bot: die kaiserliche Yacht „Hohenzollern“, auf der das Private mit dem Politischen verschmolz und dienstlich bedingte Auslandsreise mit touristischen Ausflügen eine untrennbare Einheit bildete. Allem Anschein war Wilhelm II. der erste Monarch, der sich regelmäßig im Frühjahr wie im Sommer über

6 Schmitt 2008 [1954], S. 23.

7 Werber 2013.

8 Vgl. Marschall 1991.

viele Wochen hinweg in die exklusive Soziabilität eines Schiffes zurückzog. Die Wahl eines Schiffes bedeutete, dass der Monarch die soziale Zusammensetzung der ihn umgebenden Gesellschaft kontrollieren und die Kommunikationsregeln bestimmen konnte. Denn überall, wo es dampft und segelt, gab es einen, der die Kommunikation regelt⁹ – und dies war Wilhelm II. höchstpersönlich. Wilhelm unterwarf die Schiffsbesatzung einem strengen Reglement, wie aus eindrucksvollen Schilderungen der regelmäßig Anwesenden hervorging. Wer sich der Gunst kaiserlicher Nähe an Deck erfreuen wollte, der musste auch als reifer Mann Leibeserziehungen über sich ergehen lassen: „Man kommt doch gar nicht zur Ruhe und ist von früh ½ 8 bis abends ½ 12 Uhr beständig in Unruhe. Schon das gräßliche Turnen früh um 8 Uhr kann einen entsetzen!“¹⁰ Auf der anderen Seite erwuchs an Bord die einmalige Gelegenheit, den Monarchen häufiger als sonst zu Gesicht zu bekommen und ihn in eine Konversation zu verwickeln. Denn der Monarch konnte nicht flüchten und durch spontanen Ortswechsel eine topographische „Selbstbehauptung“ gegenüber seiner Entourage¹¹ vollziehen.

Ein geselliger und von Unrast getriebener Herrscher wie Wilhelm II. kehrte auch mit Vorliebe auswärts ein, wobei die bevorzugten Orte seine sozialen Vorlieben widerspiegeln. Anhand des Beitrags von Volker Stalman lässt sich diese Reiseroute ablesen: Seiner Jagdleidenschaft frönte der Kaiser unter anderem auf dem ostpreußischen Gut der Dohna - Schlobitten in Prökeltwitz und beim Fürsten zu Fürstenberg in Donaueschingen; und besonders gerne schlug er sein Quartier bei seinem Intimus Philipp zu Eulenburg auf dessen Gut in Liebenberg (Mark) auf. Doch die Vielzahl an solchen Begegnungsorten weist zugleich auf das damit verbundene strukturelle Problem hin: Da Wilhelm II. in überschaubarer Zeit an so vielen derartiger Orte weilte, war er einer Flut an dissonanten Einwirkungen ausgesetzt. Und weil dem Kaiser die Fähigkeit mangelte, solche divergenten Einflussnahmen zu einem stimmigen Gesamtbild zu verdichten, blieb es im Regelfall bei Impressionen mit kurzer Halbwertszeit, welche der Kaiser von solchen Begegnungen mitnahm. Die von den Zeitgenossen und der Forschung immer wieder konstatierte Launenhaftigkeit des Kaisers besaß hierin ihre Wurzeln. Es ist kein Zufall, dass der Kaiser immer dann entscheidungsfähig war, wenn er sich in seinen herrschaftlichen Sitzen in Potsdam und Berlin aufhielt. Da dies im Spätherbst und Winter der Fall war, kann man in dieser Hinsicht von einem „Winterkaiser“ Wilhelm II. sprechen. Dies galt für sein Eingreifen in südafrikanische Angelegenheiten an der Jahreswende 1895/96 (Krüger

9 Anspielung auf Westerwelles bekanntes Diktum in seiner Rede auf dem FDP – Parteitag in Düsseldorf, 6. Mai 2001, das wie folgt lautet: „Auf jedem Schiff, das dampft und segelt, gibt’s einen, der die Sache regelt. Und das bin ich!“, vgl. dazu die Berichterstattung über Westerwelles Rede im Archiv des Liberalismus, Gummersbach, Bestand FDP - Bundespartei, ÜP 20/2015 – 18.

10 Philipp Eulenburg an Bernhard von Bülow, 14. Juli 1900, in: *Röhl* 1983, S. 1983.

11 *Schmitt* 2008 [1954], S. 27.

- Telegramm)¹² wie seine Initiative zur Besetzung der chinesischen Kiautschou - Bucht im November 1897¹³; und auch der immer wieder bemühte sogenannte „Kriegsrat“ vom Dezember 1912¹⁴ fand nicht zufällig zu einer Jahreszeit statt, als der Kaiser am Regierungssitz weilte. Und da alle diese Interventionen des Kaisers in Gestalt von Besprechungen mit Inhabern staatlicher Funktionen in Regierungshandeln überführt wurden, wird man in diesen Kreisen diejenigen identifizieren, die durch geschicktes agenda setting im Vorfeld solcher entscheidungsrelevanten Besprechungen die Weichen so stellten, dass die Aktionen des Kaisers auf ihrer Linie lagen.

Otto von Bismarck bot auch in dieser Hinsicht ein Kontrastprogramm zu Wilhelm II., wie der Beitrag von Carsten Kretschmann nachdrücklich aufweist. Bismarck schuf sich mit seinen Gütern im pommerschen Varzin und im lauenburgischen Friedrichsruh zwei Rückzugsorte, die fernab vom politischen Zentrum gelegen waren. Seine Stellung im Herrschaftssystem war so beschaffen, dass er sich dort wochenlang von seinen Dienstgeschäften in Berlin fernzuhalten vermochte, ohne sein Monopol auf politische Zentralentscheidungen dadurch zu gefährden. Es waren engste Familienmitglieder – sein Sohn Wilhelm und sein Schwiegersohn Kuno von Rantzau –, die im Auftrag Bismarcks als „gatekeeper“ fungierten und diese Arkanbereiche vor unliebsamen Eindringlingen abschotteten. Insofern praktizierte Bismarck ein strenges Kontrollregime über den Zugang zum Machthaber, das zugleich Ausweis einer erfolgreichen informationellen Selbstbestimmungspolitik war, die deswegen funktionierte, weil es absolut loyale Familienangehörige waren, denen Bismarck diese Kommunikationskontrolle anvertraute.

So schält sich folgende These heraus: Eine topographische Verknappung des Zugangs zum Machthaber ist die Grundvoraussetzung dafür, dass eine an wenigen ausgewählten Orten versammelte Entourage den Machthaber auch entscheidungspolitisch zu beeinflussen vermochte. Im Fall des französischen Kaisers Napoleon III. sowie des rumänischen Königs Carol II. traf dieser Umstand zu. Im Falle solcher topographisch limitierter Zugänge ließ sich kommunikative Präsenz an solchen Orten prinzipiell leichter in politischen Einfluss ummünzen als bei hypermobilen Herrschern wie dem Reisekaiser Wilhelm II. Dessen Großvater Wilhelm I. verkörperte – wie der Beitrag von Jan Markert zeigt – auch in dieser Hinsicht das Gegenteil: Wilhelm I. neigte auch aufgrund seines Alters zur Ortsfestigkeit.

12 Telegramm Wilhelms II. an den Präsidenten der Südafrikanischen Republik Transvaal Paulus Kruger vom 3. Januar 1896. In: *Lepsius/Mendelsohn Bartholdy/Thimme* 1927a, S. 31-32. Vgl. ferner *Hoser* 2013.

13 Vgl. Telegramm Wilhelms II. an das Auswärtige Amt vom 6. November 1897, In: *Lepsius/Mendelsohn Bartholdy/Thimme* 1927b, S. 67 sowie die unsignierte Aufzeichnung einer Besprechung unter Vorsitz des Kaisers vom 15. November 1897, ebd., S. 85.

14 Vgl. *Röhl* 1977.

Kommunikative Praxen: Wie kommuniziert man mit dem Machthaber?

Ein machtpolitisch ergiebiger Zugang zum Machthaber erfolgte vor allem im Modus des persönlichen Gesprächs: In direkter Nähe zum Herrscher vermochte das gesprochene Wort seine Wirkung zu entfalten, wenn es auf fruchtbaren Boden fiel.

Auch deswegen war der Versuch von Carl Schmitt, sich dem Machthaber politisch anzudienen und auf diese Weise als „politischer Professor“ auf Entscheidungen Einfluß zu nehmen, zum Scheitern verurteilt. Rüdiger Voigt zeigt in seinem Beitrag nachdrücklich auf, wieviel Aufwand Schmitt betrieb, um in die Nähe Hitlers zu gelangen. Zugleich legt Rüdiger Voigt dar, dass Schmitt im Vorhof der Macht steckenblieb, weil der Weg über Zwischenträger aus der zweiten Reihe wie Hans Frank ihn nicht an Hitler heranführte. Hinzu kam, dass Hitlers oratorischer Herrschaftsstil dem Schriftgelehrten Schmitt strukturell fremd blieb; und umgekehrt Hitler aus seiner Verachtung gegenüber Akademikern, die sich in gelehrten Abhandlungen dem Machthaber zu nähern suchten, keinen Hehl machte.¹⁵

Die direkte persönliche Begegnung mit dem Machthaber war mithin durch nichts zu ersetzen, wenn man über solche Nebenwege politischen Einfluß generieren wollte. In Ausnahmefällen dienten Briefe als Gesprächsersatz – vor allem dann, wenn die erste Kontaktabahnung auf dem weniger verpflichtenden brieflichen Wege erfolgte, was bei asymmetrischen Machtverhältnissen nicht selten der Fall war. Dazu zählte nicht zuletzt ein durch einen Krieg herbeigeführtes strukturelles Ungleichgewicht zwischen Siegern und Besiegten, das durch Emigranten aufgebrochen wurde, die in das Land des Siegers ausgewandert und dessen Uniform bei der Rückkehr in die alte Heimat getragen hatten. Sie rückten nicht selten in die Rolle eines Wanders zwischen zwei Welten und avancierten damit zu privilegierten „gatekeeper“.

Martin Otto beschäftigt sich in seinem Beitrag mit einem dieser Vermittler, dem amerikanischen Offizier deutscher Herkunft Ulrich Biel, der von führenden deutschen Politikern im Inland (Konrad Adenauer) wie im Ausland (Heinrich Brüning) angefragt wurde. Biel qualifizierte dessen Doppelfunktion als Emigrant aus NS - Deutschland und Offizier der US- Army für die Rolle eines Brückenbauers zur US - Besatzungsmacht. Speziell der selbst in den USA im Exil lebende Ex- Reichskanzler Heinrich Brüning suchte die Nähe zu Biel, weil seine Mobilität eingeschränkt war und er nur über Umwege wie Biel seine Kontakte nach Berlin wiederaufleben lassen konnte. Am Beispiel der Korrespondenz zwischen Brüning und Biel lässt sich ablesen, wie sich dieser Austausch zu einer symmetrischen Kommunikation wandelte, an deren Ende Biel seine Nützlichkeit als „gatekeeper“ eingebüßt hatte. Die anfängliche Asymmetrie hatte ihre Wurzeln darin, dass selbst die epistolarische Kommunikation des prominentesten politischen Emigranten Brüning eingeschränkt

15 Hierzu auch Pyta 2022.

war; und sie gründete als Sonderfaktor darin, dass nur über Angehörige der amerikanischen Besatzungsmacht die unentbehrlichen Lebensmittelpakete die Berliner Freunde Brünings erreichen konnten. Dieser funktionalen Beziehung mangelte es gänzlich an emotionalem Tiefgang, zumal sie auch nicht durch persönliche Begegnungen vertieft wurde. Daher lief sie in dem Moment aus, als Brüning im Jahre 1948 wieder deutschen Boden betrat und damit seine politische Agenda ohne Zwischenträger verfolgen konnte.

Im Normalfall suchte man die direkte Nähe des Machthabers, wenn man ihn kommunikativ für eigene Anliegen einnehmen wollte. Dies setzte voraus, dass sich die Entourage des Machthabers an das hielt, was man als *Konversationsregime*¹⁶ bezeichnen kann: ein Set von Regeln, wie das Gespräch mit dem Machthaber zu führen war. Allen solchen Konversationsregimen ist gemein, dass sie auf der Prämisse *asymmetrischer Kommunikation* beruhen: Es gibt ein hierarchisches Gesprächsgefälle, in dem der Machthaber das Gesprächszentrum bildet und die Gesprächsleitung autoritativ so gestalten kann, dass die Entourage nur nach von ihm erteilter Gesprächserlaubnis in das Gespräch einbezogen wird.

Damit stellt sich die grundlegende Frage, wie hierarchisch untergeordnete Gesprächsteilnehmer dennoch im Gesprächsmodus das strategische Ziel der Persuasion zu erreichen vermochten. Welche rhetorischen Formen sind am besten geeignet, um unter solch ungünstigen Bedingungen das Ohr und das Herz des Machthabers zu gewinnen? Damit ist ein Anforderungsprofil für derartige Gesprächsteilnehmer gefordert, welches man als „Sozioprudenz“ einstufen kann. Der Kulturosoziologe Clemens Albrecht versteht darunter ein Repertoire mikrosozialer Verhaltensweisen des „klugen Handelns“¹⁷, das weder in Ethik noch instrumenteller Zweckrationalität aufgeht. Es geht um ein immer vom Beobachter abhängiges, komplexes Spektrum zwischen Konversation und Intrige, Geben und Nehmen, diplomatischem und manipulativem Handeln. *Sozioprudentes Handeln* kann nicht mit festen Rechengrößen kalkulieren oder vorgeschriebene allgemeine Regeln des Sozialen blind exekutieren, sondern es reflektiert den „fliegenden Wechsel[s] zwischen unterschiedlichen Ebenen, d[ie] unerschließbaren Komplexitäten, d[ie] Balancen, d[as] Austarieren[s], d[as] Maßhalten[s]“¹⁸. Überreden und Überzeugen sind hier in einer Art und Weise ineinander verschlungen, die es nicht erlaubt, die persuasiven Leistungen auf bestimmte angebbare Tricks und Kniffe zu reduzieren, wie es ein auf „Sozialtechnologie“¹⁹ verkürztes Verständnis der Rhetorik nahelegt. So dürfte das Sozioprudenz-

16 Der Verfasser greift an dieser Stelle Anregungen von Markus Jung auf, der über politische Gesprächskultur im 19. Jahrhundert forscht.

17 Albrecht 2000, S. 27. „Sozioprudenz beobachtet das Handeln aus der Perspektive der praktischen Alltagsvernunft. Sie interessiert sich für diejenigen Seiten des Handelns, bei denen kluge Entscheidungen Folgen haben.“ Ebd., S. 8.

18 Ebd., S. 73.

19 Zum Begriff *Kopperschmidt* 2012. Vgl. ferner *Kühn* 1977.

Konzept Albrechts eine heuristisch ergiebige Alternative zur „instrumentalistischen Selbstbeschränkung“²⁰ der Rhetorik darstellen, welche der Komplexität kommunikativer Gesprächspraxen im Gravitationsfeld des Machthabers kaum gerecht wird.

Abseits protokollarisch geregelter Gesprächsformen ergaben sich damit vielfältige Möglichkeiten, den Machthaber im Gespräch in eine gewünschte Richtung zu lenken. Das dafür zur Verfügung stehende kommunikative Repertoire war groß. Der performative Einsatz von Lautstärke, Gestik und Mimik konnte seinen Zauber entfalten, wenn man wusste, wie das Objekt der Persuasion auf solche dosiert eingesetzten Mittel reagierte. Das gezielte Einstreuen von Signalwörtern gehörte ebenfalls zum persuasiven Repertoire, wenn man den Einsatz solcher Fahnenwörter kalkulieren konnte. Dabei kam es stets darauf an, das rhetorische Zeitregime zu seinen Gunsten auszunutzen. Wenn einem nur gelegentlich das Privileg eines Vier - Augen - Gesprächs mit dem Machthaber zuteilwurde, dann war jede Minute kostbar und kam es darauf an, ohne unstatthaften Zeitdruck die zentralen politischen Botschaften zu platzieren. Bei einer dauerhaften und intensiven Kommunikationsbeziehung konnte man die Causa reifen lassen und im richtigen Moment die entscheidenden Dinge zur Sprache bringen. Da aber generell jede derartig asymmetrische Kommunikationsbeziehung unter dem Diktum struktureller Kontingenzen stand, konnte eine auch mit noch so viel Raffinesse ausgeklügelte Persuasionsstrategie daran scheitern, dass ein klug zurecht gelegtes Wort eine gegenteilige Wirkung auslöste, weil der Machthaber aus einer Stimmung oder inneren Aufwühlung heraus anders als kalkuliert reagierte.

Insofern wird man als Königsweg gelungener Kommunikation mit dem Machthaber festhalten, dass sie dem Kriterium dessen entspricht, was man in der Rhetorik als „aptum“ bezeichnet. Aptum meint an dieser Stelle nicht einen überflüssigen Redeschmuck, den man auch weglassen könnte, sondern eine „situative Sprachhandlungsnorm“²¹ im Sinne eines regulativen Prinzips, welches für das Gelingen eines ausgefeilten Adressatenkalküls entscheidend ist: Die Sprechakte müssen sich innerhalb des richtigen Maßes bewegen und dürfen bestimmte, oft implizit bleibende Angemessenheitsnormen nicht verletzen. Den richtigen Ton traf nur derjenige, der diese Determinanten der Situation wie Ort, Zeit, Anlass oder die interpersonellen Beziehungsgeschichten klug berücksichtigte und damit dasjenige Maß an Takt und sprachlichem Fingerspitzengefühl bewies, das nötig war, um nicht aus der Gunst des Machthabers herauszufallen²².

In diesen Kontexten wird man auch die Frage aufwerfen, inwieweit Günstlinge dazu neigten, durch betont devotes Verhalten ihre Unterwerfung unter den Willen

20 *Kopperschmidt* 1985, S. 34.

21 *Ottmers* 2007, S. 158.

22 Vgl. zur Bedeutung des „aptum“ oder „decorum“ im Rahmen höfischer Settings des Absolutismus *Vec* 1998.

des Machthabers zu bezeugen. Durch expressive Selbstverkleinerung sollte dem Machthaber signalisiert werden, dass der Günstling sein politisches Schicksal in die Hände eines allmächtigen Machthabers lege; aber gerade in solcher devoter Selbstpositionierung lag ein politisches Selbsterhaltungskalkül im internen Konkurrenzkampf zwischen den Günstlingen. Birgit Aschmann hat in einem perspektivenreichen Beitrag über den Grafen von Olivares derartige Praxen – unter anderem einen Kuss auf den Nachttopf des Monarchen – ehrgeiziger Favoriten aufgezeigt.²³

Wenn engste Familienangehörige als „gate keeper“ den Zugang zum Herrscher auf dessen Geheiß hin kontrollieren, dann wird die tendenziell asymmetrische Kommunikationsbeziehung durch familiäre Konversationsnormen aufgeweicht. Insbesondere die Kommunikation zwischen Otto von Bismarck und dessen Sohn und Vertrauten Herbert zeugt davon, wie sich die Sprecherrolle familiär getönten Kommunikationspraxen anpasst. Hier ist auch der Frage nachzugehen, inwieweit sich in solchen Familiengesprächen Körperlichkeit und Emotionalität unverfälschter niederschlägt als den der Affektkontrolle unterliegenden hierarchischen Kommunikationsbeziehungen. Affektive Persuasionsstrategien²⁴, welche ihre politischen Ratschläge oder Botschaften mit intimen²⁵ Codes wie Verwandtschaft oder Liebe kommunikativ und semantisch zu koppeln vermochten, waren erfolgreicher als sach- und expertisebezogene Argumente, die allzu distanziert daherkamen, um zu verfangen. Die Kommunikation zwischen Wilhelm II. und seinen beiden wichtigsten Vertrauten, Philipp zu Eulenburg und Bernhard von Bülow, ist durchzogen von einer solchen Freundschaft- und Liebessemantik: Hier ging die Erörterung hochpolitischer Angelegenheiten mit Beteuerungen affektiver Wertschätzung eine nicht zu trennende *mélange* ein. Und auch der freimütige, vom Klatsch²⁶ nicht freie Austausch über Dritte diente der Beglaubigung dieses verschworenen kommunikativen Paktes.

Zwei Beispiele hierfür: Wilhelm II. hatte Philipp Eulenburg im Jahre 1897 als politischen „Headhunter“ beauftragt, einen neuen Staatssekretär des Auswärtigen zu finden, der auch höheren Aufgaben eines Reichskanzlers gewachsen sein sollte. In einem euphorisierten Schreiben vom 20. August 1897 lobte der Kaiser den auserwählten Bernhard von Bülow als „Prachtkerl“ und zog zugleich über dessen Konkurrenten Kiderlen - Waechter her.²⁷ Knapp acht Jahre später hatte sich der Kaiser so in eine affektive Beziehung zu Bülow hineingesteigert, dass er dessen Drohung mit Demission als Liebesentzug auffasste und dies mit einer Suizidandrohung – dem

23 Aschmann 2022.

24 Vgl. zur Verschränkung von Macht und Emotion der Sammelband der Mediävistin *Kasten* 2010.

25 *Streisand* 2001.

26 Philipp Graf zu Eulenburg „unterscheidet nicht zwischen wichtig und unwichtig, hört auf Klatschen und Hetzereien“ so die Randbemerkung Otto von Bismarcks auf einem Brief an seinen Sohn Herbert, 5. Oktober 1888, in: *Bußmann* 1964, S. 524.

27 Das betreffende Schreiben Wilhelms II. an Philipp Eulenburg ist abgedruckt in: *Bülow* 1930, S. 137 – 139, Zitat S. 138.

stärksten emotionalen Pressionsmittel – untermauerte: „Vom besten, intimsten Freund, den ich habe [...] so behandelt zu werden [...], das hat mir einen solchen fürchterlichen Stoß gegeben, dass ich vollkommen zusammengebrochen bin. [...] Der Morgen nach dem Eintreffen Ihres Abschiedsgesuchs würde den Kaiser nicht mehr am Leben treffen!“²⁸

Korporalität und Affektivität: Welche Nähe duldet der Machthaber?

Inwieweit ist in den Zugang zum Machthaber eine spezifische Genderkomponente eingeschrieben? Hat es - das Diktum Schmitts legt die Auffassung nahe - einen genuin weiblichen Zugang zum Machthaber gegeben, der in Gestalt der Geliebten seinen Niederschlag in besonders intimen Konstellationen fand? Herrschaftstypologisch würde dies bedeuten, dass die im Frankreich des 18. Jahrhunderts institutionalisierte Form der Mätresse die besonders ertragreiche Form bildete, mit der Frauen auf einen männlichen Machthaber einwirken konnten. Damit aber verengt man die Perspektive weiblicher Politikgestaltung und blendet die Formenvielfalt weiblichen Zugangs zum Machthaber aus.

Wenn man beispielsweise Lenin unter den hier leitenden Aspekten mustert, dann wird man in dessen Ehefrau Nadeschda Krupskaja eine politische Kampfgefährtin erblicken, deren politischer Einfluss nicht gering zu veranschlagen ist. Lenins engste persönliche Vertraute mit einem privilegierten Zugang zu ihm waren ausschließlich Frauen, die entweder familiär mit ihm verbunden waren (seine Schwestern) oder persönliche Zuneigung mit Leidenschaft für seine politischen Ziele teilten. Von einer symmetrischen Kommunikationsbeziehung lässt sich dann sprechen, wenn Lenins Mitstreiterinnen der von Lenin verantworteten Politik ihre eigene individuelle Signatur verliehen. Man wird daher die These wagen können, dass innerfamiliäre Kommunikationsbeziehungen dann auf die Stufe symmetrischer politischer Kommunikation gehoben werden konnten, wenn die gemeinsame Referenz in einer Weltanschauung bestand, die gezielte Arbeit an Text und Sprache voraussetzte, an der Familienangehörige auf Basis intellektueller Austauschbeziehungen Teilhabe pflegen konnten.

In dieser Hinsicht ist Inessa Armand von systematisch besonders ergiebigem Interesse: Denn diese in Frankreich geborene, aber in Russland aufgewachsene Politikerin lässt sich nicht auf den Status einer Geliebten Lenins reduzieren. Sie vertrat vielmehr Lenins Position auf Veranstaltungen der Sozialistischen Parteien so engagiert und überzeugend, dass Lenin diese Leistungen seiner Kampfgefährtin neidlos

28 Wilhelm II. an Bülow, 11. August 1905, in *Lepsius/Mendelsohn Bartholdy/Thimme* 1925, S. 496 – 498, Zitate S. 497f.

anerkannte.²⁹ Die internationale sozialistische Bewegung war vor 1914 die einzige politische Strömung, in der sich Frauen mit dem Anspruch gleichberechtigter politischer Teilhabe engagierten. Daraus erwuchs ein politischer Partizipationsanspruch, bei dem das Private und das Politische untrennbar miteinander verschmolzen, wie das Beispiel von Inessa Armand zeigt. In der russischen Sprache kam dies auch dadurch zum Ausdruck, dass „Towarischtsch“ – die Anspracheformel unter Kampfgenossen - kein Geschlecht kennt. Die Internationale des Vorkriegssozialismus legte keine Scheu an den Tag, einen über private Beziehungen einsickernden weiblichen Einfluss auf die weiterhin stets männlichen Machthaber als statthaft anzusehen. Es war die geschlechterübergreifende Solidarität der sozialistischen Tatgemeinschaft, welche die Geschlechterdifferenz an diesem Punkt einebnete.

Der Beitrag von Jan Markert über den Zugang zum preußischen König und deutschen Kaiser Wilhelm I. ist für den Genderaspekt des Zugangs zum Machthaber überaus ergiebig. Markert kann vor allem anhand der bislang kaum ausgewerteten Korrespondenz zwischen dem Monarchen und seiner Ehefrau Augusta belegen, dass diese aus dem Hause Sachsen-Weimar-Eisenach stammende Fürstin von Wilhelm bewusst in politischen Angelegenheiten konsultiert wurde – und zwar um seine eigene politische Agenda zu schärfen. Augusta wählte den Weg der Korrespondenz, um politisch zu ihrem Gatten vorzudringen. Die literaturwissenschaftliche Forschung hat herausgearbeitet, dass Briefe als Gesprächsersatz konzipiert sind; und daher lässt sich aus den nahezu 5.800 Briefen zwischen den Eheleuten herauslesen, wie auf genuin epistolarische Weise das gegenseitige Verhältnis von Nähe und Distanz moduliert wurde³⁰. Der Zugang Augustas zum monarchischen Herrscher fand mithin in einem Medium statt, das politisch anschlussfähiger als die mündliche Konversation war. Denn wenn in schriftlicher Form um politische Positionen gerungen wurde und unterschiedliche politische Standorte textliche Manifestationen fanden, erleichterte dies den Transfer in politisches Entscheidungshandeln bei einem dem Aktenstudium und der Schriftlichkeit verpflichteten Monarchen wie Wilhelm.

Man wird nicht behaupten können, dass Augusta durch ihren epistolarischen Zugang Wilhelm in schwierigen Entscheidungssituationen von ihrer Position überzeugt und damit politisch umgelenkt hätte. Doch man wird den Einfluss der altliberalen Fürstin aus Weimar auf ihren Gatten nicht allein an politischen Zäsuren – etwa bei der Einleitung des Krieges mit Frankreich im Sommer 1870 oder bei der eher widerwilligen Annahme der Kaiserwürde im Januar 1871 - messen können, wo Wilhelm I. den Rat Augustas nicht befolgte. Man wird vielmehr auch den Spuren nachgehen, welche besagte Korrespondenz in der politischen Semantik Wilhelms hinterließ. Es würde sich lohnen, der von Birgit Aschmann³¹ angestoßenen Frage

29 Vgl. *Podljaschuk* 1987, vor allem S. 89 und 123; *Bardawil* 1993.

30 Vgl. den überaus anregenden Band von *Kasper/Kittelman/Strobel/Vellusig* 2021.

31 *Aschmann* 2020, S. 285.

nachzugehen, ob nicht Augustas Verzicht auf eine bellizistische Sprache und ihr auf Versöhnung und Verständigung geeichter Sprachschatz Wilhelm I. zu Temperenz anhielten, wenn es um die sprachliche Kommunikation von Krieg und Frieden ging. Die Rolle von Frauen als „semantische Temperenzler“ bedarf in jedem Fall einer vertieften Untersuchung.

Intensive politische Korrespondenz war insofern eine für Ehefrauen von Königen maßgeschneiderte Kommunikationsform, als sie in einem rein privaten Raum stattfand. Wenn Vertraulichkeit gewahrt blieb und Briefe nicht in falsche Hände gerieten, spielte sich eine epistolarische Einwirkung im Verborgenen ab. Damit fiel es briefeschreibenden Frauen leichter, mit misogynen Standards ihrer politischen Umwelt fertig zu werden. Denn im 19. Jahrhundert galt zumindest in der deutschen politischen Kultur eine offensive Einflussnahme von Majestätinnen als unstatthaft und als illegitimes Eindringen von Frauen in eine Männerdomäne. Ein gewiefter Politiker wie Otto von Bismarck machte sich diesen Mechanismus zu Nutze, wobei er sich im Falle von Augusta, der von ihm erbittert bekämpften Altliberalen, durchaus Zügel anlegen musste.³²

Keine Scheu hatte Bismarck hingegen, Frauen der Überschreitung einer vorgegebenen Demarkationslinie zu bezichtigen, wenn er das Anprangern eines vermeintlichen „Weiberregiments“ mit dem Schüren von Fremdenfeindlichkeit verbinden konnte. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass Bismarck hinsichtlich des Einsatzes von Emotionen nicht von Genderunsicherheiten frei war. Bewegten sich cholerische Wutausbrüche, zu denen Bismarck nicht selten neigte, im Rahmen der männlich konnotierten Vorstellung legitimer Gefühle³³, so passte der Weinkrampf, den Bismarck 1866 in einer entscheidenden Situation gegenüber seinem Monarchen einsetzte, nicht in dieses Bild. Bismarcks von ihm selbst initiierte Kampagne, mit Hilfe eines Insiders (Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha, des Schwagers der britischen Queen Victoria) im Jahre 1888 ein ihm gefährlich erscheinendes Projekt dadurch zu sabotieren, dass man eine unlautere Einmischung von Engländerinnen (Queen Victoria und ihre Tochter Vicky, die Gemahlin Friedrichs III.) in innere Angelegenheiten Deutschlands kommunizierte, zeugt davon, dass in der deutschen Politik ein Thema politisch verbrannt war, wenn man es auf weibliche Einflüsse zurückführen konnte.³⁴

Aber auch in Frankreich waren Frauen nicht vor solchen Attacken gefeit, wenn sie aus dem Ausland nach Paris gekommen waren. So wurde die in Spanien geborene Gattin Napoleons III, Eugénie de Montijo, mit öffentlichen Anklagen überhäuft, die ihr vorhielten, als „Einfallstor einer klerikal - jesuitischen Verschwörung“ zu

32 Vgl. ebd., S. 275.

33 Vgl. Borutta/ Verheyen 2010.

34 Bismarck hatte dazu seine Edelfeder Moritz Busch engagiert, vgl. dessen Aufzeichnung über eine Begegnung mit Bismarck, 7. April 1888, in: *Bismarck* 1926, S. 604 – 606; siehe auch den dadurch inspirierten Artikel von *Busch* 1888, S. 153 – 164; vgl. auch *Müller* 2013.

fungieren, wie Theo Jung in seinem Beitrag herausstellt. Kaiserin Eugénie repräsentierte einen besonderen Typus, weil sie seit 1859 eine offizielle Funktion – als Regentin – im politischen System der Second Empire innehatte. Sie übte ihren politischen Einfluss nicht in Hinterzimmern aus, sondern durch ihre Präsenz in denjenigen Gremien, in denen die politischen Schlüsselentscheidungen fielen: dem conseil des ministres und dem conseil privé. Theo Jung arbeitet heraus, dass die Kaiserin die in diesen Gremien fallenden Entscheidungen durch eine strategische Kommunikation mit politischen Akteuren vorbereitete. Sie lud politische Schlüsselfiguren in ihre privaten Gemächer ein und vermochte deswegen persuasiv zu wirken, weil sie beiden Formen politischer Kommunikation beherrschte: zum einen die Kunst geselliger Plauderei (causerie), die man gerade von einer Frau erwartete; zum anderen das ernsthafte, von Sachkunde geleitete Gespräch über politische Inhalte. Weil sie männlichen Politikern damit in Nichts nachstand, kann man ihren politischen Einfluss ablösen von ihrer Genderzugehörigkeit. Sie verschaffte sich Zugang zum inneren Kreis politischer Entscheidungen, weil sie amtsmäßig und kommunikativ dazu befähigt war.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen jene Fälle, in denen Frauen Beziehungen zu Monarchen unterhielten, die nicht rechtlich durch den Bund der Ehe geregelt waren. Eine solche Königsnähe war eine stete Quelle von Verdächtigungen, dass solche Geliebte ihre Beziehung dazu nutzten, illegitimen politischen Einfluss auszuüben. In dieser Hinsicht wirft die Verbindung von Elena Lupescu mit König Carol II. spezifischen Erkenntnisgewinn ab, wie der Beitrag von Hans - Christian Maner zeigt. Elena Lupescu begleitete den späteren rumänischen König bereits zu einem Zeitpunkt, an dem dieser noch im Exil lebte und seine Aussichten auf Wiedererringung des Throns überaus gering waren. Carol II. versteckte seine Lebenspartnerin nicht; und damit schuf er die Voraussetzungen für symmetrische Kommunikationsbeziehungen, die es der bürgerlichen Lupescu erlaubten, als eine Art „Gatekeeper“ den Zugang zum Monarchen zu regulieren. Dabei agierte sie allem Anschein nach stets im Verborgenen und zog es daher vor, mittels des Telefons Termine zu arrangieren oder Audienzen beim König zu vermitteln. Das Telefon war dasjenige Kommunikationsmittel, das es ihr erlaubte, ohne schriftliche Spuren im Hintergrund zu wirken und die Zugangskontrolle zum Machthaber auszuüben, ohne dass sie in direkter räumlicher Nähe zu Carol II. agierte. Das Telefon war in diesem Sinne die „Waffe der Frau“, mit deren Hilfe sie die topographischen Zwänge einer räumlichen Nähe zum Machthaber aufbrach.

Neben einer genuin weiblichen Komponente gab es aber auch einen dominant maskulinen Zugang zum Machthaber, was sich bestens an Wilhelm II. ablesen lässt. Unverkennbar männerbündische Züge trugen die Zirkel, die mit dem reiselustigen Monarchen auf Nordlandreise gingen oder sich auf dem Gut seines Freundes Philipp Eulenburg in Liebenberg trafen. Volker Stalman zeigt in seinem Beitrag die

verschiedenen maskulinen sozialen Verkehrskreise auf, mit denen sich der Kaiser auch deswegen umgab, weil er sich in solchen reinen Männerzirkeln kommunikativ geborgen wusste. Der „Liebenberger Kreis“ hat sich in der Forschung besonderer Aufmerksamkeit erfreut, weil in ihm eine Genderrepräsentation gepflegt wurde, die aufgrund ihrer homoerotischen Praxen ein Skandalisierungspotenzial besaß, das von Investigativjournalisten wie Maximilian Harden öffentlich skandalisiert wurde.³⁵ Das dort gepflegte Männlichkeitsideal hob sich so deutlich von den öffentlich gepflegten Vorstellungen soldatisch konnotierter männlicher Wehrhaftigkeit ab, dass solche intimen Zusammenkünfte nur in topographischer Abgeschiedenheit erfolgen konnten. Zweifellos wurde die „Liebenberger Tafelrunde“ durch ein Band zusammengehalten, in dem männliche Freundschaftsbekundungen ganz eigene Formen affektiver Kommunikation schufen.³⁶ Aber bedeutet dies zugleich, dass der Zugang zu diesem exklusiven Zirkel zugleich ein Ticket war, um das prominente Kreismitglied Wilhelm II. in politischer Hinsicht zu beeinflussen?

Stalmans Beitrag zeigt am Beispiel des Gastgeber Eulenburg die Chancen und Grenzen intimer Vergemeinschaftung aus. Zweifellos konnte Eulenburg aus seiner männerbündischen Beziehung zum Kaiser zehn Jahre lang (von 1890 bis 1900) politisches Kapital schlagen, weil ihn der Reichsmonarch als wichtigsten Ratgeber in den für den Herrschaftsanspruch des Kaisers maßgeblichen Personalangelegenheiten konsultierte. Dass Eulenburgs Freund Bernhard von Bülow von 1897 an eine steile politische Karriere glückte, die ihn zunächst an die Spitze des Auswärtigen Amtes und dann ins Reichskanzlerpalais führte, hatte er nicht zuletzt der Fürsprache Eulenburgs beim Kaiser zu verdanken. Eulenburg bediente sich dazu einer kommunikativen Strategie, in der der vertrauliche Brief als schriftliche Verstärkung und Untermauerung dessen diente, was im Liebenberger Refugium durch mündliche Kommunikation und Freundespflege gewachsen war. Eulenburg wahrte in seinen Schreiben in formaler Hinsicht jene Distanz, die gegenüber dem Monarchen aufrechtzuerhalten war, um diesem zu suggerieren, dass er stets Herr dieser Kommunikation blieb. Daher waren die Schreiben Eulenburgs an den Kaiser penibel bedacht, Distanzmodulation aufrechtzuerhalten. Es war ihm somit undenkbar, den Kaiser zu duzen, während sich Wilhelm II. umgekehrt in männerbündischer Vertrautheit an den „lieben Phili“ wandte.³⁷

35 Vgl. *Kohlrausch* 2002; *Bösch* 2009.

36 Vgl. hierzu die überaus anregende Studie von *Bruns* 2008.

37 Dazu finden sich in der Eulenburg - Korrespondenz überaus aufschlussreiche Belege, vgl. nur die Schreiben Eulenburgs an Wilhelm II., 8. April 1897, 11. Juni 1897, 22. August 1897, in: *Röhl* 1983, S. 1811 – 1814, S. 1827f., 1854 – 1856. Zum Tonfall der Korrespondenz des Kaisers mit dem „lieben Phili“ vgl. das Schreiben Wilhelms II. an Eulenburg, 20. August 1897, abgedruckt in: *Bülow* 1930, S. 137 – 139.

Doch eine von homosozialen Codes durchzogene Kommunikationskultur schützte Eulenburg nicht davor, von Bernhard von Bülow überflügelt zu werden.³⁸ Bülow konnte deswegen Eulenburg beim Kaiser politisch ausmanövrieren, weil er weitaus mehr als privilegierte persönliche Zugänge zum Machthaber in die politische Waagschale warf. Bülow war mit reichen kommunikativen Talenten gesegnet, verfügte – im Unterschied zu Eulenburg – über die glänzende Gabe zur öffentlichen Rede und hatte als eifriger politischer Netzwerker ein dichtes Beziehungsgeflecht bis in die Reihen des politischen Katholizismus geflochten. Bülows rasanter politischer Aufstieg, der ihn in eine bismarckähnliche Position beförderte, belegt eindrucksvoll, dass selbst in einem stark personalisierten politischen System wie dem wilhelminischen Kaiserreich ein intimer Zugang zum Machthaber ohne politische Diversifizierung nicht taugte, um nachhaltigen politischen Einfluss auszuüben.

Bülows öffentliche Distanzierung von Wilhelm II. in der Daily- Telegraph - Affäre im November 1908 markiert zugleich die politische Emanzipation des ehemaligen Protégés eines Kaiser – Intimus von den klandestinen Vorzimmern zur Macht. Der tragische Tod des Chefs des Militärkabinetts, Dietrich von Hülsen – Haeseler, auf dem Höhepunkt dieser Affäre rundet dieses Bild ab. Denn der Tod ereilte den wichtigsten militärischen Berater des Kaisers auf Schloß Donaueschingen, wohin sich der von der Affäre gelähmte Reichsmonarch zurückgezogen hatte. General von Hülsen - Haeseler hatte dort am Abend des 14. November 1908³⁹ versucht, eine genderspezifische Kommunikationskultur wiederzubeleben, indem er im Damenkostüm und Tütü eine Tanzeinlage zum Besten gab. Als Mitglied der männerbündischen Reisegruppe, die sich auf den Nordlandfahrten des Kaisers auch durch homosoziale Codes verständigte, konnte der General die Wirkung seines Auftritts auf den Machthaber einschätzen. Doch der erhoffte Effekt schlug ins Gegenteil um, da Hülsen - Haeseler unmittelbar nach seiner Darbietung einem Herzinfarkt erlag. Während Reichskanzler Bülow im Reichstag durch demonstratives Schweigen den Monarchen der schonungslosen Kritik der Öffentlichkeit auslieferte, endete der Versuch einer Wiederbelebung intimer männerbündischer Kommunikation in Donaueschingen mit einem tragischen Ende.

Perfektionist der Zugangskontrolle: Otto von Bismarck

Am Beispiel Bismarcks läßt sich zeigen, wie stark eine dezisionistische Entscheidungsgewalt darauf beruht, dass der Machthaber den Zugang zu seiner Person strikt reglementiert und die Kommunikationsregeln bestimmt. Der Beitrag von Carsten Kretschmann zeigt auf, wie stark Bismarcks Herrschaft auf solchen Fähigkeiten

38 Vgl. *Winzen* 2011.

39 Näheres bei *Röhl* 2008, S. 731 – 733.

beruhte. Bismarcks Herrschaft ging nicht in seinen mannigfachen Ämtern (Reichskanzler; preußischer Ministerpräsident, preußischer Minister des Auswärtigen) auf; er verfügte darüber hinaus noch über personenzentrierte Legitimitätsressourcen, die Hans - Ulrich Wehler bewogen hat, Bismarcks Herrschaft als charismatische Herrschaft einzustufen.⁴⁰ Auch wenn man sich dieser Typologisierung nicht anschließen möchte, ist doch unstrittig, dass Bismarck einen personalisierten Herrschaftsstil pflegte und daher der Zugang zu ihm als Machthaber ein begehrtes Gut war.

Carsten Kretschmann vermag zu zeigen, dass bei Bismarck alle relevanten Aspekte des Zugangs zum Machthaber zusammenfließen – und damit kann sein Beitrag als systematische Bündelung dessen gelten, was die historischen Exempel im vorliegenden Sammelband an Einsichten generierten. Stets dicht an den Quellen porträtiert Carsten Kretschmann einen Machthaber, der den Zugang zu seiner Person in einer perfekten Weise steuerte, um auf diese Weise eine seiner wichtigsten Herrschaftsressourcen – Informationsbeschaffung – anzuhäufen. Dazu verwischte er systematisch die Grenzen zwischen dem Privaten und dem Dienstlichen: Seine Privatwohnung in Berlin und seine Güter in Varzin und Friedrichsruh waren keine Rückzugsorte von der Politik, sondern genuin politische Räume, in denen er auch deswegen eine absolute Kontrolle des Zugangs praktizieren konnte, weil er dort in die Rolle des Gastgebers schlüpfte.

Carsten Kretschmann legt dies eindrucksvoll an einer Fülle von Beispielen dar. Wer in Bismarcks Domizil zu Tisch speiste, hatte sich dem räumlichen Setting des Gastgebers zu beugen, der Sitzordnung und Themen des Tischgesprächs bestimmte und nach Tisch im Salon die Rolle des Worthabers so ausfüllte, dass die Anwesenden auf die Funktion des Stichwortgebers reduziert wurden. Wie ertragreich der topographische Aspekt des Zugangs zu Machthaber ist, legt Carsten Kretschmann auch am Beispiel der sogenannten parlamentarischen Soiréen dar, in denen Bismarck in seinen Berliner Privaträumen ausgedehnte Abendgesellschaften für ausgesuchte Abgeordnete gab und diese Gesellschaften überwiegend aus seiner Privatschatulle finanzierte. Bei diesen Begegnungen definierte Bismarck über eine ausgefeilte Nähe - Distanz - Modulation den Grad an Gunst und Interesse, die er bei diesen Gelegenheiten zum Ausdruck brachte: Wen Bismarck demonstrativ mied, der sollte öffentlich ins Abseits gestellt werden; wenn er hingegen - wie im Mai 1879 im Falle des bis dahin geächteten Zentrumsführers Windthorst – die Nähe bestimmter Gäste suchte und diese in eifrige Gespräche verwickelte, war das davon ausgehende Signal umgekehrt.

Carsten Kretschmann zeigt auf diese Weise nicht nur, dass die feine Austarierung von Nähe und Distanz zugleich impliziert, dass die stets von Bismarck bestimmte Gesprächskultur einen asymmetrischen Charakter besaß. Er verweist auch darauf,

40 Vgl. *Wehler* 1995, vor allem S. 368 – 376 und S. 848 – 854.

dass diese strukturell asymmetrische Kommunikationsbeziehung es Bismarck ermöglichte, solchen Begegnungen den Charakter einer von ihm regulierten Inszenierung zu verschaffen. Bismarck fungierte als Dirigent und Regisseur von Aufführungen, die in von ihm arrangierten Räumen stattfanden und deren Publikum er selbst ausgewählt hatte.

Die performative Dimension solcher Heimspiele kommt – und auch darin liegt eine weitere wichtige Erkenntnis – auch in dem Einsatz von Bismarcks Körperlichkeit zum Ausdruck. Dazu zählte nicht nur seine mit ausgesuchten körperlichen Praxen begleitete Kommunikationskultur (Umhergehen Arm in Arm; demonstrativ langes Händeschütteln), sondern auch die präsenzkulturelle Nutzung seiner Hunde: Wen Bismarck zu sich nach Hause einlud – und dabei handelte es sich nicht selten um Personen, die aus Bismarcks Sicht über eine besondere fachliche Expertise verfügten, die sie Bismarck exklusiv zur Verfügung stellen sollten -, dem wurde in geradezu demonstrativer Weise bekundet, dass der Hausherr die Regeln bestimmte. Denn wer zum Auserwählten – und gelegentlich sogar in dessen Schlafgemach – vordrang, mußte mit den mächtigen Doggen Bismarcks – „Sultan“, später „Tyra“ – zurechtkommen. Diese lebendigen Raumausstatter verlangten Bismarcks Gegenüber nicht nur eine Mutprobe ab, sondern signalisierten diesem unmissverständlich, dass man sich auch in korporaler Hinsicht Bismarcks Regeln zu beugen hatte. Der Zugang zum Machthaber Bismarck war auch ein körperlicher Leistungstest.

Dies galt vor allem für den Ort, der Bismarcks uneingeschränktes Revier war: Bismarcks Gutherrschaft im hinterpommerschen Varzin. Um von der Reichshauptstadt nach Varzin zu gelangen, musste man eine Reisedauer von neun Stunden investieren – und dieser Sicherheitskorridor bürgte dafür, dass nur eine kleine Schar ausgewählter Gäste dorthin gelangte. Bismarck führte dort ein strenges Regiment, bei dem man sich auch in körperlicher Hinsicht den Gepflogenheiten des Hausherrn zu unterwerfen hatte. In Bismarcks Reich hatte man sich dem Gutsherrn bei Ausritten und Waldspaziergängen ebenso anzuschließen wie man bei den Abendessen dem reichlich fließenden Rotwein zuzusprechen hatte. Bismarck verlor auch in Grenzsituationen wie ausgiebigem Alkoholgenuss in Gesellschaft nie die kommunikative Kontrolle über das Geschehen – und man darf mehr als nur vermuten, dass ausgiebige Proben seiner Trinkfestigkeit beim Gegenüber den Eindruck verstärkten, dass Bismarck in jeder Situation unumschränkter Herr des Geschehens blieb.

Das Exempel Bismarck zeigt uns einen politischen Profi, der in keiner Sekunde die kommunikative Hoheit über das Geschehen aus der Hand gab und auch daher Politik in ein privates Ambiente verlagerte, in dem er mit der Lizenz des Gastgebers noch stärker die kommunikativen Regeln zu bestimmen vermochte als in seiner Berliner Amtsstube. Bismarck setzte dabei seine Familienangehörigen im Sinne eines family business ein, welche dem Patriarchen kommunikativ zuarbeiteten und damit dessen kommunikative Hoheit über die Gäste verstärkten. Eine symmetrische

Kommunikationsebene in politischer Hinsicht hat es selbst mit seinem wichtigsten Zuarbeiter, seinen Sohn Herbert, der immerhin von 1886 an als Staatssekretär des Auswärtigen Amts fungierte, nicht gegeben. Es war Bismarcks Stil, Entscheidungen bei sich – wenn immer möglich – zu monopolisieren, der ihn auch in kommunikativer Hinsicht zu einem historisch seltenen Beispiel perfektionierter Zugangskontrolle werden lässt.

Quellen

Archiv des Liberalismus, Gummersbach

Bestand FDP – Bundesspartei, ÜP 20/2015 – 18.

Bismarck, Otto von, 1926: Gesammelte Werke, Bd. 8, Berlin.

Bülow, Bernhard von, 1930: Denkwürdigkeiten, Bd. 1, Berlin.

Busch, Moritz, 1888: „Fremde Einflüsse im Reich“. In: Die Grenzboten 47/ Zweites Vierteljahr, S. 153 – 164.

Bußmann, Walter (Hg.), 1964: Staatssekretär Herbert von Bismarck. Aus seiner politischen Privatkorrespondenz, Göttingen.

Lepsius, Johannes/Mendelsohn Bartholdy, Albrecht/Thimme, Friedrich (Hrsg.), 1927a: Die Grosse Politik der Europäischen Kabinette 1871-1914, Band 11, Berlin.

Lepsius, Johannes/Mendelsohn Bartholdy, Albrecht/Thimme, Friedrich (Hrsg.), 1927b: Die Grosse Politik der Europäischen Kabinette 1871 - 1914, Band 14, Erste Hälfte, Berlin.

Lepsius, Johannes/Mendelsohn Bartholdy, Albrecht/Thimme, Friedrich (Hrsg.), 1925: Die Grosse Politik der europäischen Kabinette 1911 – 1914, Bd. 19, II, Berlin.

Röhl, John (Hrsg.)(1983): Philipp Eulenburgs politische Korrespondenz, Bd. 3, Boppard.

Literatur

Albrecht, Clemens, 2000: Sozioprudenz. Sozial klug handeln, Frankfurt a.M.

Aschmann, Birgit, 2020: Königin Augusta als „political player“ in Preußens Politik. In: Schnellling-Reinicke, Ingeborg/Brockfeld, Susanne (Hrsg.): Karrieren in Preußen – Frauen in Männerdomänen, Berlin, S. 271 – 290.

Aschmann, Birgit, 2022: Gaspar de Guzmán, Conde – Duque de Olivares (1587 – 1645). Vom Aufstieg und Fall des „Günstlings“ Philipps IV. In: Aschmann/Birgit/ Herbers,Klaus (Hrsg.): Eine andere Geschichte Spaniens. Schlüsselgestalten vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, Köln/Wien, S. 263 – 286.

Bardawil, Georges, 1993: La deuxième fois que j' entendis parler d' elle ... Inès Armand. Biographie, Paris.

Bösch, Frank, 2009: Öffentliche Geheimnisse. Skandale, Politik und Medien in Deutschland und Großbritannien 1880-1914, München.

- Borutta, Manuel/ Verheyen, Nina*, 2010: Vulkanier oder Choleriker? Männlichkeit und Emotion in der deutschen Geschichte 1800 – 2000. In: Dies. (Hrsg.): Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne. Bielefeld, S. 11 - 39.
- Bruns, Claudia*, 2008: Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1880 – 1934), Köln.
- Clark, Christopher*, 2009: Wilhelm II. Die Herrschaft des letzten deutschen Kaisers, München.
- Hartung, Fritz*, 1940: Verantwortliche Regierung, Kabinette und Nebenregierungen im konstitutionellen Preußen 1848–1918 [1932]. In: ders.: Volk und Staat in der deutschen Geschichte. Gesammelte Abhandlungen, Leipzig, S. 230–338.
- Hoffmann-Rehnitz, Philip/Krischer, André/Pohlig, Matthias*, 2018: Entscheiden als Problem der Geschichtswissenschaft. In: Zeitschrift für Historische Forschung 45, S. 217–281.
- Hoffmann-Rehnitz, Philip/Pohlig, Matthias/Rojek, Tim/Spreckelmeier, Susanne* (Hrsg.), 2021: Semantiken und Narrative des Entscheidens vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Göttingen.
- Hoser, Paul*, 2013: Die Krügerdepesche. In: Zimmerer, Jürgen (Hrsg.): Kein Platz an der Sonne, Frankfurt a.M., S. 150 - 163.
- Kasper, Norman/Kittelmann, Jana/Strobel, Jochen/Vellusig, Robert* (Hrsg.), 2021: Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform, Berlin.
- Kasten, Ingrid* (Hrsg.), 2010: Machtvolle Gefühle, Berlin/New York.
- Kohlrausch, Martin*, 2002: Der Monarch im Skandal. Die Logik der Massenmedien und die Transformation der wilhelminischen Monarchie, Berlin.
- Kopperschmidt, Josef*, 1985: Rhetorica. Aufsätze zur Theorie, Geschichte und Praxis der Rhetorik, Hildesheim.
- Kopperschmidt, Josef*, 2012: Sozialtechnologie. In: Gert Ueding (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Darmstadt, , Bd. 10, Sp. 1229–1238.
- Kühn, Renate*, 1977: Rhetorik als Sozialtechnologie: kritische Überlegungen zu Rupert Lays ‚Dialektik für Manager‘, Bonn.
- Marschall, Birgit*, 1991: Reisen und Regieren. Die Nordlandfahrten Kaiser Wilhelms II., Heidelberg.
- Müller, Frank Lorenz*, 2013: Der 99-Tage-Kaiser. Friedrich III. von Preussen. Prinz, Monarch, Mythos, München.
- Müller, Kay/Walter, Franz*, 2002: Die Chefs des Kanzleramtes. Stille Elite in der Schaltzentrale des parlamentarischen Systems. In: Zeitschrift für Parlamentsfragen 33, S. 474–501.
- Ottmers, Clemens*, 2007: Rhetorik, 2. Aufl. Stuttgart.
- Pfister, Ulrich* (Hrsg.), 2019: Kulturen des Entscheidens. Narrative – Praktiken – Ressourcen, Göttingen.
- Podljaschuk, Pawel*, 1987: Inessa. Ein dokumentarischer Bericht über das Leben der Inès Armand, Berlin.
- Pyta, Wolfram*, 2022: L 'accesso al potente: Carl Schmitt tra Schleicher e Hitler. In: Gazzolo, Tommaso/ Stefano, Pietropaoli (Hrsg.): Il corvo bianco: Carl Schmitt davanti al nazismo, Rom 2022, S. 73 – 102.
- Röhl, John*, 1977: An der Schwelle zum Weltkrieg. Eine Dokumentation über den „Kriegsrat“ vom 8. Dezember 1912. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 2, S. 77 – 134.

- Röhl, John*, 2008: Wilhelm II. Der Weg in den Abgrund 1900 – 1941, München.
- Schmitt, Carl*, 2008 [1954]: Gespräch über die Macht und den Zugang zum Machthaber, Stuttgart [Pfullingen].
- Streisand, Marianne*, 2001: Intimität. Begriffsgeschichte und Entdeckung der "Intimität" auf dem Theater um 1900, Paderborn.
- Vec, Miloš*, 1998: Zeremonialwissenschaft im Fürstenstaat: Studien zur juristischen und politischen Theorie absolutistischer Herrschaftsrepräsentation, Frankfurt a.M.
- Walter, Franz*, 2009: Charismatiker und Effizienzen. Porträts aus 60 Jahren Bundesrepublik, Frankfurt a.M.
- Wehler, Hans-Ulrich*, 1995: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn der Ersten Weltkriege 1849 – 1914, München.
- Werber, Niels* 2013: Antichambrieren bei Friedrich Schiller und Carl Schmitt. Zum Zusammenhang von Macht und Raum. In: Därmann, Iris/Echterhölter, Anna (Hrsg.): Konfigurationen. Gebrauchsweisen des Raums, Zürich/Berlin, S. 63-79.
- Winzen, Peter*, 2011: Im Schatten Wilhelms II. Bülow und Eulenburgs Poker um die Macht im Kaiserreich, Köln.

1. Teil:
Renaissance

